

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 8 (1932-1933)  
**Heft:** 3

**Artikel:** Auf der Teufelsinsel  
**Autor:** Bucher, Henry  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1064903>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

HENRY

BUCHER

AUF

DER

# TEUFELSINSEL

Die Teufelsinsel, ein kleines Eiland an der Nordküste Südamerikas, hat durch die Affäre Dreyfuss eine traurige Berühmtheit erlangt. Sie blieb lange Zeit fast unbesohnt, erst während des Krieges wurde sie aufs neue von politischen Verbannten bevölkert. Der Verfasser dieser Erinnerungen, ein Schweizer, Henry Bucher, hat 7 Jahre auf der Teufelsinsel zugebracht. Er beginnt in dieser Nummer die Schilderung seiner Erlebnisse. Sie ist durch keinerlei nationalistische Tendenz bestimmt, Henry Bucher versucht die Dinge so zu schildern wie sie wirklich sind.

Das furchtbare Schicksal, dessen Opfer ich werden sollte, ist mir nicht an meiner Wiege gesungen worden. Meine Jugend verlief durchaus normal und glücklich. Mit 20 Jahren hatte ich meine vierjährige Lehre in einem Herrenartikelgeschäft in Zürich beendet. Krieg und Grenzbesetzung erreichten mich in einer guten Stellung in Spanien. Nach einigen Ablösungsdiensten erhielt ich Urlaub und etablierte mich in Barcelona als Vertreter verschiedener schweizerischer Fabriken. Da die französische und die deutsche Konkurrenz ausgeschaltet waren, ging das Geschäft glänzend. Ich nahm noch einige andere Vertretungen hinzu und verdiente bald meine 1500—2000 Franken im Monat.

Je länger der Krieg dauerte, desto besser lief das Geschäft. Ich fing an zu exportieren, Orangen, spanische Nüsse, Sardinien, Tomatenpüree, alles waggonweise. 1917 kam ich wieder in die Schweiz, um mich nach weitem Vertretungen umzusehen. Die Geschäfte flogen mir nur so zu. Der Himmel hing voller Geigen, und ich sah die Zukunft im rosigen Lichte.

## Der Versucher

In einem Café, in dem ich verkehrte, traf ich von Zeit zu Zeit den Direktor des Hauses, bei dem ich in Zürich in Stellung gewesen war. Wir unterhielten uns über Ge-

schäft und Politik. Eines Tages machte er mir folgenden Vorschlag :

« Junger Mann, ich hätte eine glänzende Sache für Sie, eine Sache, bei der Sie schön Geld verdienen können und ausserdem in der Welt herumkommen. Fürs erste müssten Sie einmal nach London, um die Mustermesse zu besuchen. Die Reise wird Ihnen bezahlt. Was meinen Sie dazu ? »

Eine Mustermesse in London — das interessierte mich schon als Absatzgebiet von Spanien aus. Herr B. sah es mir an, dass ich von dem Angebot begeistert war, aber er hielt mit Einzelheiten vorsichtig zurück, wahrscheinlich, um mich besonders begierig danach zu machen.

Erst nach acht Tagen sagte er : « In nächster Zeit werde ich einen Herrn bei Ihnen vorbeischieken, der im Namen der betreffenden Firma unterhandeln wird. »

Ich wohnte damals im City-Hotel, wo ich von morgens bis abends Leute zu empfangen hatte und von früh bis spät mit einer Bureaulistin arbeitete.

Beim Concierge dieses Hotels meldete sich eines Tages ein gewisser Herr X., ein kleiner, dicker, elegant gekleideter Berliner. In meinem Zimmer hielt er mir folgenden Vortrag : « Es freut mich ausserordentlich, Ihre Bekanntschaft zu machen. Wie ich mit Vergnügen gehört habe, haben Sie sich Herrn B. gegenüber bereit erklärt, die Londoner Mustermesse zu besuchen. Ich nehme an, dass die Sache im Prinzip klappen wird und bin beauftragt, Ihnen nähere Instruktionen zu erteilen. Vor allem, mein lieber Herr Bucher, versteht es sich von selbst, dass Ihnen unsere Firma die Reisespesen voll und ganz vergütet, und damit dieser Teil schon im vornherein erledigt ist und wir uns keine weitem Sorgen mehr zu machen haben, leiste ich Ihnen hier eine à conto Zahlung von Fr. 2000. Weitere Spesen werden natürlich prompt vergütet. »

Er zog eine Quittung, lautend auf 2000 Franken, heraus. Ich unterschrieb und kassierte den Betrag ein, weil mir diese Summe für eine Reise nach London und den Besuch der Mustermesse angemessen schien. Die Quittung lautete :

*« Ich bestätige, von Herrn X. 2000 Franken (zweitausend Franken) à conto Zahlung für Reisespesen für die Mustermesse in London erhalten zu haben. Henry Bucher. »*

Nach Erledigung dieser Formalitäten schritt Herr X. zu weitem Instruktionen :

« Und nun, mein lieber Herr Bucher, verstehen Sie ja, dass Sie nicht, sagen wir mal, zu Ihrem und unserm Privatvergnügen auf die Insel reisen. Das britische Reich ist ja unser Feind, der Erbfeind des deutschen Volkes. Na, Sie werden mich schon verstehen ! Wenn Sie schon auf unsere Kosten da hinüberfahren, so werden Sie auch Augen und Ohren etwas offen halten, dieses und jenes sehen, und darüber sollten Sie uns auf dem Laufenden halten. Wir möchten vor allem wissen, was auf dem Ärmelkanal passiert. Übrigens werden Sie in London mit unsern Freunden in Verbindung kommen. »

« Ach so », sagte ich, « die Sache will dort hinaus. Das passt mir nicht. Dazu bin ich nicht die geeignete Person. Bitte nehmen Sie die 2000 Franken wieder zurück ! »

« Na, hören Sie mal, was ist denn schon dabei, wenn Sie für uns an die Mustermesse fahren ? »

« Ich will mir die Sache überlegen. Soweit es sich nur um die Mustermesse handelt, bin ich schon einverstanden, aber was drum und dran hängt, das interessiert mich nicht. »

« Ja bitte, mein lieber Herr, Sie können sich die Sache ja ruhig überlegen ! Fahren Sie mal nach Spanien, und dann können Sie von dort aus immer noch berichten, wann Sie die Reise zu unternehmen gedenken. »

Und dann sagte er noch, dass ich selbstverständlich meinen Entschluss betreffend die Reise nach London nicht auf einer offenen Postkarte mitteilen könne, im Gegenteil, äusserste Vorsicht sei am Platze. Ich werde gut tun, mich einer Geheimschrift zu bedienen. Er übergab mir ein paar gelbe Socken und erklärte mir, wenn ich schreiben wolle, so soll ich einen ganz gewöhnlichen Geschäftsbrief mit irgendeinem nichtssagenden Text, auf der Rückseite aber die eigentliche Botschaft mit einer Geheimtinte schreiben. Diese Geheimtinte könnte ich herstellen, indem ich einen Zipfel der Socken im Wasser auflöste. Er demonstrierte mir die Sache vor und schrieb mit einer gelblichen Lösung einige Worte auf ein weisses Papier, so dass man dem Papier nicht im geringsten ansah, dass es beschrieben war.

Wenn ich meinerseits einen geschäftlichen Brief von ihm erhalte, so solle ich

diesen Brief in eine Permanganatlösung (die man in jeder Apotheke erhält) tauchen, die Geheimschrift käme dann rot zum Vorschein.

Noch einmal wollte ich das Geld zurückgeben und auf die Mission verzichten, aber der freundliche deutsche Herr beschwichtigte mich.

«Na, lieber Herr Bucher, seien Sie doch nicht so dumm, es handelt sich ja um eine absolut harmlose Sache. Auf die Mustermesse können Sie doch auf alle Fälle gehen, das wird doch auch für Ihre Geschäfte nur von grösstem Interesse sein.»

Wie der kleine Herr das Zimmer verliess, ahnte ich nicht, dass damit mein Schicksal besiegelt sein werde. Für die 2000 Franken hatte ich nichts weniger als mein Leben verkauft.

Ich war dazumal in Spionagesachen noch sehr naiv. Ich glaubte, es genüge, wenn ich mir vornehme, wirklich nichts anderes zu tun als in meinem Interesse die Mustermesse zu besuchen.

Wenige Tage darauf reiste ich wieder nach Spanien, und trotzdem ich die 2000 Franken (nebst vielem andern Geld) und die Geheimtinte-Socken auf mir trug, pasierte ich die französische Grenze mit dem lautersten Gefühl. Es kam mir gar nicht in den Sinn, dass ich mich durch die Annahme des Geldes rechtlich genommen bereits einer Spionagehandlung schuldig gemacht hätte.

### Unsichtbare Briefe

Nach etwa 14 Tagen bekam ich aus Zürich einen Brief folgenden Wortlautes:

*Bahnhofpostfach Zürich, den...*

*Geehrter Herr Bucher.*

*Zurückkommend auf unsere mündliche Unterredung in Zürich betreffend Londoner Mustermesse, erwarte ich von Ihnen nähere Nachrichten.*

*Hochachtungsvoll X.*

Ich tauchte den Brief instruktionsgemäss in eine Permanganatlösung. Es kam folgender Wortlaut in hellroter Tinte zum Vorschein:

*«Wir erwarten Ihre umgehenden Nachrichten betreffend Ihre Mission in London. Haben Sie das englische Visa schon erhalten? Wir rechnen darauf, dass Sie sich un-*

*bedingt an unsere Abmachung halten und in kürzester Frist abreisen.»*

Ich antwortete darauf mit folgendem auf der Schreibmaschine geschriebenen Brief:

*Herr X., Bahnhofpostfach, Zürich:*

*Zurückkommend auf unsere Unterredung in Zürich betreffend Besuch der Mustermesse London teile ich Ihnen mit, dass ich die nötigen Schritte beim englischen Konsulat veranlasst habe. Wollen Sie mir bitte umgehend eine detaillierte Übersicht angeben über die Artikel, welche Sie interessieren.*

*Ihrer Nachricht entgegengehend, begrüsse ich Sie*

*Hochachtungsvoll.*

Mit der Geheimtinte schrieb ich auf die Rückseite:

*Das englische Visum wurde mir vom englischen Konsulat verweigert, weshalb es mir unmöglich ist, die Reise nach London anzutreten. Ich werde Ihnen daher anlässlich meiner nächsten Geschäftsreise nach Zürich die erhaltenen Reisespesen zurückerstatten. Die Rückreise wird innert weniger Wochen stattfinden.*

Ich hatte tatsächlich das englische Visum nicht erhalten, nicht weil man irgendeinen Verdacht gegen mich hegte, sondern weil man dazumal mit der Erteilung der Visa sehr zurückhaltend war.

Nach wenigen Tagen erhielt ich wieder einen Brief. Offiziell, d. h. mit gewöhnlicher Tinte stand darauf:

*Wir interessieren uns speziell für folgende Artikel: Japankörbe, Lederwaren, Bijouterie und Hüte.*

Der eingetauchte Brief brachte folgenden Text zum Vorschein:

*Wir beharren auf unserm Abkommen und ersuchen Sie nochmals ebenso höflich wie dringend, unbedingt weitere Schritte zu unternehmen, um das Visa zu erhalten. Sollten Sie nicht nach England reisen, so würden wir uns gezwungen sehen, Massnahmen zu ergreifen, die für Sie sehr nachteilig sein können.*

Einige Tage darauf erhielt ich den Besuch eines Herrn, der sich als deutscher Agent zu erkennen gab. Er machte mich in lebenswürdigem Tone darauf aufmerksam, dass ich für den Auftrag, die Mustermesse zu besuchen, bereits Geld entgegengenommen habe

und dass ich deshalb diesen Auftrag unbedingt erledigen müsse.

Ich erklärte knapp und gereizt: «Ich habe das englische Visum nicht erhalten und damit ist die Sache für mich erledigt. Im übrigen interessiert mich das Geschäft hinten und vorne nicht mehr, es kommt mir viel zu verdächtig und gefährlich vor. Solche Geschäfte mache ich nicht. Sie können hier die Fr. 2000 in Empfang nehmen.»

Jetzt aber zog mein jovialer Besucher andere Saiten auf:

«So, glauben Sie, ich sei dazu da, um Geld einzukassieren? Glauben Sie, wir können uns von einem Lausbuben an der Nase herumführen lassen? Ich bin hier, um Sie noch ein letztes Mal zur Vernunft zu mahnen. Ich warne Sie; wenn Sie nicht zum Verstand kommen, so werden Sie noch an uns denken!»

### In der Schlinge

Das war anfangs Juni 1917. Die Sache liess mich kalt, ich dachte, in Zürich werde ich dann die Gelegenheit mit Herrn X. oder mit meinem früheren Vorgesetzten, Herrn B., erledigen.

Ende Juli erhielt ich plötzlich keine Post mehr aus der Schweiz. Da ich befürchtete, die französische Zensur könnte meine Briefe zurückhalten, ging ich aufs französische Konsulat. Dort schickte man mich auf die Handelskammer.

Im Vorzimmer der französischen Handelskammer hing eine schwarze Tafel, überschrieben mit «Liste noire». Rasch überflog ich die Namen. Der zweitletzte Namen lautete: Henry Bucher. Ich erschrak und flüchtete rasch.

Da ich immer noch das Gefühl hatte, dass es sich nur um eine vorübergehende Laune der französischen Zensur handle und mich absolut unschuldig fühlte, entschloss ich mich, in die Schweiz zurückzureisen, um von dort aus mit Hilfe der schweizerischen Handelskammer die Sache wieder richtigstellen zu können. Auf dem französischen Konsulat erhielt ich anstandslos das Visum, und so fuhr ich ahnungslos der französischen Grenze zu. Ich dachte mir, wenn man mich je über diesen Fall befragen sollte, brauche ich nur die Wahrheit zu erzählen, nämlich, dass ich wohl den Auftrag bekommen habe, Spionage zu treiben, dass es aber nie zu einer eigentlichen Spionagehandlung gekommen sei.

Mittwoch, den 17. September 1917 fuhr ich zurück. In Bellegarde wurde ich aus tiefem Schlummer durch raue Stimmen aufgeweckt: Pass- und Zollrevision. Schnell meine Handtasche und Mantel, und hinaus in die hell erleuchtete Halle. Jeder drückte sich an die Barrière heran, um möglichst bald die unliebsame Zensur hinter sich zu haben. Als letzter passierte ich. Ich wurde ins Verhör genommen, in ein Spezialzimmer geführt, und schliesslich wurde mir mitgeteilt, ich müsse in einem Hotel übernachten, ich könne vorläufig nicht weiterreisen.

Jeden Tag ging ich auf das zuständige Kommissariat, immer spies man mich mit Vertröstungen ab. Für Montag, den 21. September, wurde mir die Abreise endlich zugestimmt. Gemäss meinen Anordnungen wurde ich um 4 Uhr geweckt. Aber anstatt des Zimmermädchens stand ein Herr vor der Türe. Er teilte mir mit, die Sache sei in Ordnung, er habe mich auf den Bahnhof zu begleiten. Wie gross war mein Erstaunen, als mich dort zwei Polizisten in Verwahrung nahmen, um mich zurück nach Lyon zu spedieren. Nun gab es für mich keine Zweifel mehr, ich wusste was meiner harte. Ohnmächtig vor Scham und Verzweiflung sass ich in dem reservierten Coupé.

In Lyon wurde ich ins Militärgefängnis geführt. Mit beschämender Wut unterzog ich mich all den Schikanen, welche ein Gefangener zu erdulden hat: Ausziehen, schlotternd und frierend warten, sich bücken, links herum, rechts herum, Arme hoch, Mund auf; auf diese demoralisierende Weise wurde die körperliche Untersuchung durchgeführt. Einen Monat sass ich da, ohne jegliches Verhör. Dann besuchten mich eines Tages zwei Geheimpolizisten, von denen einer fehlerfrei Schweizerdeutsch sprach.

In den kommenden Verhören behauptete ich umsonst meine Unschuld. Ich war vom deutschen Spionagedienst denunziert worden, ich hatte Geld angenommen, und damit war die Sache erledigt.

### Das Urteil

Die Untersuchungshaft dauerte acht Monate. In welch furchtbaren Kämpfen, in welch erbärmlichem Seelenzustand ich diese Tage verbrachte, davon kann sich kein Mensch eine Vorstellung machen. Oft dachte ich an meine lieben guten Eltern. Ich war ihre einzige Hoffnung. Wie stolz waren sie



auf ihren Buben, der sein Geschäft zu so schöner Blüte gebracht hatte! Alles dahin, dahin die Zukunftsträume, dahin vielleicht sogar das Leben.

In meinem Tagebuch findet sich vom 25. März folgende Eintragung: «Das Gefängnis ist überfüllt von Verbrechern und Räubern aller Nationen. Es ist schauerlich, in der Mitte solcher Gesellschaft zu leben. Da ist man schliesslich noch froh, dass man den ganzen Tag allein in seiner Zelle sitzen kann. Ein Glück ist es, dass die Kälte etwas nachgelassen hat. Bald sind wir wieder im schönen Frühling. Aber mit unserer Nahrung steht es schlimm. Die Rationen sind noch verkleinert worden. Aus der Gemüsesuppe ist eine Wassersuppe geworden. Die Ration Kartoffel wurde von 100 auf 50 g herabgesetzt, das Brot auf 250 g. Um die Suppe etwas substantieller zu machen, schütten wir regelmässig das Sägemehl, das sich in den Spucknapfen befindet, hinein.

Tagsüber liege ich auf meinem Strohsack, grübele und denke über mein verpfushtes Leben nach.»

Dazu kam die stetige Angst, eventuell zum Tod verurteilt zu werden. Todesurteile «pour l'intelligence avec l'ennemi» waren dazumal keine Seltenheit. Ich war dazumal 24jährig. Die Aussicht, eventuell so bald mit dem jungen Leben abrechnen zu müssen, brachte mich in immer neue Verzweiflung.

Am 14. Mai 1918 fällte das Militärgericht sein Urteil.

In meinem Tagebuch findet sich darüber folgende Eintragung: «Endlich geht die Türe auf. Was haben sie beschlossen? Der Advokat stürzt auf mich zu, umarmt mich und schreit: Sauvé! Abermals führte man mich in Begleitung von aufgepflanzten Bajonetten zum Gerichtssaal, wo vor dem ganzen Gericht das Urteil gelesen wird, welches in Anbetracht der mildernden Umstände folgendermassen lautete:

*Au nom du peuple français, nous condamnons  
Bucher, Henri, commerçant, de Zurich,  
à la déportation perpétuelle dans une en-  
ceinte fortifiée.*

Wie ich nach dem Gefängnis zurückkam, weiss ich nicht. Ich fühlte, als hätte ich das grösste Glück gewonnen, und trotzdem ist es ja nur eine elendige Zukunft, die meiner harren wird. Um 9 Uhr kam ich im Gefängnis an. Am liebsten hätte ich es mei-

nen Leidensgenossen, die bereits schliefen, zugeschrien, dass ich leben dürfe.

Der Wärter war der einzige, dem ich mein Glück mitteilen konnte. Seine erste Frage lautete: «Etes-vous condamné à mort?»

Wie ich voll Jubel verneinte, meinte er: «C'est bien malheureux, ça aurait fait un de moins.»

«Ha», dachte ich, «du hast umsonst meine ganzen Habseligkeiten bereits in die Zelle der zum Tode Verurteilten gebracht.»

Alles lag da schön beisammen, daneben die Fusseisen und die Zwangsjacke, die man am ersten Abend anzieht. Wohl oder übel musste er sich diese Dingerchen für einen andern aufsparen.

Dadurch, dass ich zu lebenslänglicher Deportation verurteilt wurde, war mein Aufenthalt auf der Teufelsinsel bereits besiegelt. In Frankreich werden sämtliche Gefangenen, die eine lebenslängliche Strafe zu verbüssen haben, nach der Strafkolonie Guyana verbannt, die gemeinen Verbrecher (die sogenannten «Transportierten») kommen zur Zwangsarbeit hauptsächlich nach Saint Laurent du Maroni, die politisch Verurteilten, die sogenannten «Deportierten», auf die Teufelsinsel.

Die lebenslängliche Verurteilung bedeutete für mich, obschon ich es damals noch nicht wusste, einen Vorteil. Hätte ich nur 15 oder 20 Jahre erhalten, so hätte ich diese Zeit in einem Zuchthaus absitzen müssen, unbedingt eine härtere Strafe als die Verbannung.

## Der Weg des Leidens

Bis ich aber die Teufelsinsel wirklich erreichte, musste ich noch eine Reihe von Leiden durchmachen, die ich mir nicht träumen liess. Wenn ich glaubte in zwei bis drei Monaten an meinem zukünftigen Verbannungsort zu sein, so sollte ich mich schwer täuschen. Die Reise dauerte ganz genau vier Jahre, zwei Monate und einen Tag.

Dabei hatte ich Gelegenheit, eine grosse Anzahl von französischen Gefängnissen kennen zu lernen.

Verwaltungen arbeiten überall langsam. Die französische Gefängnisverwaltung schlägt in dieser Beziehung einen Rekord. Es sind alte Reglemente da, die bestimmen, dass die Gefängniswagen nur gewissen Zügen angehängt werden dürfen. Ausserdem geht die

Reise nur in Etappen von Gefängnis zu Gefängnis. Da ein einzelner Gefangener nicht transportiert wird, kann es passieren, dass, wenn man in einem neuen Gefängnis anlangt, der Transport gerade abgegangen ist. So muss man oft tage- oder monatelang warten. So dauerte es volle zwei Jahre, bis ich von Lyon abtransportiert wurde, und zwar nach der nächsten Etappe: dem Gefängnis von Chaumont. Von Chaumont kam ich nach der Santé in Paris, von der Santé nach Fresnes.

Fresnes ist das französische Mustergefängnis. Es wird allen Kommissionen, die nach Frankreich kommen, gezeigt. Es ist wirklich prachtvoll eingerichtet. Auch die Behandlung ist anständig. Jeder Gefangene trägt dort eine sogenannte Cagoule, das ist eine Haube, die netzartig über das ganze Gesicht getragen wird. Man kann wohl heraussehen wie durch einen Vorhang, aber nicht hinein, so dass kein Sträfling das Gesicht des andern sieht.

Wir blieben dort einen Monat, um im Mai 1919 nach Caen transportiert zu werden. Das Schlimme dieser ganzen Periode waren nicht so sehr die physischen Leiden, als die vielen moralischen Demütigungen, die man über sich ergehen lassen muss. Man wird in kurzer Zeit vollkommen zermürbt und verliert immer mehr seine Selbstachtung. Man lernt ja bald die vielen Tricks, welche die Gefangenen anwenden müssen, um ihr Leben einigermaßen erträglich zu gestalten, kennen, aber nicht ohne Schaden an seiner Selbstachtung zu nehmen.

Ich glaube durchaus nicht, dass die Franzosen ihre Sträflinge schlechter behandeln als andere Nationen. Im Gegenteil habe ich während meiner langjährigen Leidenszeit die französische Mentalität verstehen und schätzen gelernt. Der Sträfling ist aber überall in sehr hohem Grade den Wärtern und andern Vorgesetzten ausgeliefert, besonders meine damals noch mangelhafte Kenntnis des Französischen brachte mir viel Ungemach.

So offerierte ich einmal einem Wärter eine Zigarette mit den Worten: « Prenez, je sais que vous êtes un grand fumier. » Und die Verwechslung des Wortes « fumier » (Mist-

haufen) mit « fumeur » wurde mir als böseartige Beleidigung angekreidet.

Das schlimmste aber waren die Eisenbahntransporte. Sie erfolgen im sogenannten « Wagon cellulaire ». Das ist ein Eisenbahnwagen, der aus 18 Zellen besteht. Im Zellenwagen wird man in einer Reihe im Gang aufgestellt. Jeder wird in eine Tür hineingeschoben. Ein Abtritt ist ein Salon verglichen mit einer solchen Zelle. Die Grundfläche beträgt nicht einmal 1 m<sup>2</sup>. Auf einem kleinen Bänklein kann man zur Not sitzen, liegen aber ist ausgeschlossen. Während einer Nachtfahrt habe ich einmal versucht zu liegen, indem ich mich auf die Bank setzte und die Beine in die Höhe gegen die Tür streckte. Nach einer Stunde bekam ich den Krampf, wollte aufstehen, aber es ging nicht mehr. Der Wärter musste kommen, und wie er die Tür aufmachte, fiel ich hinaus auf den Gang. Was ich da hören musste! Als Belohnung für diese Tat wurden mir an beide Füße Ketten angelegt. Man nennt das « Mesure de précaution ». Man kann diese Zellen am besten mit einem kleinen Kasten vergleichen. Die Fahrt in diesem Wagen dauert unendlich lange. So brauchten wir von Lyon nach Chaumont, eine Strecke, die mit dem Expresszug in einer Stunde gemacht wird, 1½ Tage.

Die Tortur wird noch durch die Gespräche der Wärter erhöht. Sie sprechen fast ununterbrochen vom Essen, was ihnen ihre Frau mitgegeben hat, wo es guten Wein gibt usw.

Die Gefangenen sollten zweimal täglich Verpflegung erhalten. Leider steht die Vorschrift nur auf dem Papier. Am Abend heisst es: « Vous toucherez votre pain à la prison. »

Kommt man dann am Abend ins Gefängnis und fragt nach dem Nachtessen, so heisst es: « La soupe a passé. »

Selbstverständlich ist man in diesen Marterinstrumenten den Wärtern auf Gnade und Ungnade ausgeliefert: Muss einer, was bei dieser Kost leicht vorkommen kann, zwei bis drei Mal aufs Kabinett, so setzt er sich der Gefahr aus, von den Wärtern beschimpft zu werden, oder man lässt ihn einfach nicht

heraus : « Vous irez au cabinet avec les autres. » Die Zellen haben gar keine Fenster.

Der Transport vom Gefängnis zum Wagen geht folgendermassen vor sich : Auf der Bahn begegnen sich die Wärter vom Gefängnis mit den beiden Wärtern vom « wagon cellulaire ». Die Gefängniswärter geben den Wagonwärtern den Frachtschein für die 18 Mann. Die Gefangenen werden immer zwei und zwei mit einer Kette aneinandergefesselt, der eine an der linken Hand, der andere an der rechten, und das Schloss wird mit einer Art Schlittschuhschlüssel zuge dreht. Die Tritte der Eisenbahnwagen sind so wahnsinnig hoch, dass es eine Kunst ist, dermassen aneinandergefesselt in den Wagen zu kommen. Es ist eine wahre Erlösung, wenn man oben ist.

### „La vie d'un prince“

Vom Gefängnis in Caen muss ich etwas mehr erzählen, denn dort verbrachte ich drei Jahre. Das Schiff, das uns nach der Guyana transportieren sollte, war nicht mehr gebrauchsfähig. Also hiess es warten, bis ein neuer Dampfer hergerichtet war. Ein Jahr mehr oder weniger spielt ja im Leben eines Lebenslänglichen keine Rolle. Caen liegt im Departement Calvados, in der Nähe von Cherbourg.

Ich muss gestehen, die Zeit in Caen war nicht so schlimm. Dort waren nur Deportierte, also nur politische Häftlinge untergebracht, und das Regime war dementsprechend. Jeder hatte seine einzelne Zelle nach dem bekannten Muster : ein Tisch, ein Stuhl, ein Bett, eine Etagere, zwei Wolldecken, zwei Leintücher. Wanzen und Flöhe, wie man sie in den Passagiergefängnissen traf, gab es hier nicht.

Vor allem aber hatte man das Recht, jeden Tag von morgens 10 Uhr bis abends 4 Uhr mit andern Deportierten zusammen zu sein.

Die Kunde von meiner Ankunft hatte sich natürlich sofort verbreitet, denn trotz Mauern und Türmen verbreiten sich Nachrichten nirgends schneller als in einem Gefängnis. Das Erste, was jeder Gefangene lernt, ist ja die Klopfsprache.

Ein Klopf ton bedeutet a, zwei bedeuten b. Ein kräftiger Ton bedeutet zugleich fünf Buchstaben. Um den Buchstaben q zu signalisieren klopft man also zuerst dreimal.

In Caen traf ich zu meinem Erstaunen eine ganze Reihe von Schweizern, welche ebenfalls wegen Spionage verurteilt worden waren. Da war mein späterer Leidensgenosse auf der Teufelsinsel Louis Meier, von Bülach, da war ein Jurassier namens Chopard, ausserdem noch einige andere, die, wenn sie auch nicht Schweizer waren, doch in der Schweiz gewohnt hatten.

Auch Paoli Schwarz lernte ich zum erstenmal in Caen kennen.

Um 7 Uhr war Tagwache; dann gab's Kaffee. Um 10 Uhr erhielten wir eine Suppe, eine Gemüsesuppe mit Kabis, Rüben, Kohl und ein Stück Fleisch, am Abend eine Gammelle mit Bohnen, Erbsen, Linsen, Fleisch oder Kartoffeln.

Wir hatten ausserdem das Recht, unsere eigenen Kleider zu behalten und unser Geld selbst zu verwalten. Aus dem eigenen Geld konnten wir uns alles Mögliche kaufen, auch Wein, aber höchstens einen Liter pro Tag.

Ich habe sowohl hier wie später auf der Teufelsinsel regelmässig Geld bekommen, sowohl von zu Hause, als auch von den damaligen Schweizer Konsuln in Lyon und Le Havre. Diese beiden Herren haben während der ganzen 14 Jahre, die ich in französischen Gefängnissen zubrachte, nicht aufgehört, mich mit Rat und Tat, sowie mit Geld, Büchern usw. zu unterstützen. Wenn man sagt, die Vertreter der Schweiz im Ausland nähmen sich ihren Landsleuten nicht an, so stimmt das zum mindesten in meinem Falle nicht. Den Bemühungen dieser beiden Funktionäre, sowie den Anstrengungen von Dr. Schiller und Dr. Spörri in Zürich, und denjenigen von Pasteur Christol in Paris habe ich meine spätere Befreiung zu verdanken.

Man konnte in Caen arbeiten, wenn man wollte, war aber nicht dazu verpflichtet.

Wir feierten oft eigentliche Feste. Die Wärter, arme Teufel, mit 600—700 französischen Franken Monatslohn, betrachteten uns als Millionäre. Wenn wir in der Kantine



etwas kauften, so hiess es: « Ah! ils ont de l'argent, ils sont riches les Boches. » Beklagten wir uns, so lautete die Antwort regelmässig: « Comment, vous vous plaignez, vous avez la vie d'un prince! »

In Frankreich war 1921 die sogenannte Tabakkrise, es war nicht mehr genügend Tabak erhältlich, aber die Schweizerkonsuln von Lyon und Le Havre schickten mir immer noch regelmässig ein paar Päcklein. Die Wärter beneideten uns sehr darum, und mit einem einzigen Paket konnte ich manche Vergünstigung erzielen.

Alles in allem waren die Wärter eigentlich nichts anderes als unsere Domestiken. Wenn sie brav waren und ihre Pflicht erfüllten, bekamen sie Schokolade und Tabak von uns.

Es kam nicht so selten vor, dass wir Orgien feierten bis alle, mit samt den Wärtern, total betrunken waren.

Wir hatten es soweit gebracht, dass extra ein Coiffeur aus dem Orte kam, um uns zu rasieren und zu frisieren (à nos frais, natürlich). Er machte aus uns die schneidigsten Kerle, wenn man nur die Köpfe ansah. Er brachte uns Parfum und die besten Haarwasser.

Mit dem Briefschreiben war es wie überall die gleiche Geschichte. Man durfte wohl schreiben an die Verwandten (mère, père, frère, sœur, oncle, tante, grand'mère, grand-père, jusqu'à la petite cousine), weitere Korrespondenz musste geschmuggelt werden. Dazu findet sich in allen Gefängnissen ein Weg, gewöhnlich durch Vermittlung eines andern Gefangenen. In Fresnes z. B. hat es ein « Kollege » immer fertiggebracht, trotz strengster Kontrolle Briefe hinauszuschmuggeln. Er hat einen Draht in die Hosen genommen, den Brief um den Draht gebunden und am Besuchstag in dem Moment, wie der Wärter wegsah, den Draht durch ein Löchlein des Gitters seiner Mutter auf der andern Seite hinübergestreckt.

Dieser Coiffeur in Caen liess sich für seine Dienste natürlich bezahlen, indem er für ein Fläschchen Lotion Fr. 10 statt Fr. 2 berechnete. Eines schönen Tages kam ein Brief zurück, die Geschichte kam ans Tageslicht, und fortan besorgte die Arbeit des Rasie-

rens wieder ein gewöhnlicher Gefangener. Der elegante Glanz verschwand von den Häuptern der Häftlinge. Der Zivilcoiffeur hatte uns die Haare à la mode geschnitten, vor allem konnte er glänzend rasieren, was der neue Coiffeur, der erstbeste Sträfling, der sich dafür meldete, nicht konnte.

Schliesslich war es auch nicht so wichtig, ob wir etwas mehr oder weniger hübsch aussahen, denn Frauen waren ja keine da.

Im Mai 1922 hiess es eines Tages, jetzt komme die grosse Überfahrt auf die Teufelsinsel.

Auch diese Reise geht in Etappen vor sich. Zwei Tage und zwei Nächte dauerte der qualvolle Transport in der üblichen Folterkammer bis nach La Rochelle.

In La Rochelle werden die Gefangenen in eine Art grosse Käfige versorgt, die rings um einen Hof angeordnet sind. Diese Käfige sind mit Holztüren versehen, die man herablassen kann. Schwarz berichtet in seinem Buche « Von der Teufelsinsel zum Leben », er hätte gesehen, wie die Gefängnisverwaltung gegen Gefangene, die lärmten und sangen, die Strafe der Schwefellunte angewandt habe: die Holzwände seien heruntergelassen worden und in die Käfige hätten die Wärter brennende Schwefelluntten geworfen. Der furchtbare Qualm habe dann sofort « aus reissenden Löwen sanfte Männer gemacht ». Ich war gleichzeitig mit Schwarz in La Rochelle, habe aber davon nichts gesehen.

Ich gebe aber zu, dass die Strafen in manchen Gefängnissen sehr grausam sind. Im Zuchthaus Clairvaux, wohin ich von der Teufelsinsel aus « begnadigt » wurde, existierte zum Beispiel die Einrichtung der salle de discipline. Das ist ein Raum von der Fläche eines grossen Wohnzimmers. Ringsherum im Abstand von einem Meter sind 22 Steinhöcker angebracht, die aussehen wie Meilensteine. Das sind die Sitzgelegenheiten für die Sträflinge. In einer Ecke sitzt der Wächter bei einem Ofen, in einer andern Ecke ist ein Fass mit Wasser und in einer dritten Ecke das Kabinett. Die Strafe besteht nun darin, dass man den ganzen Tag in diesem kleinen Raum im Kreise herumgehen muss, einer hinter dem andern, die

Hände über der Brust, immer eine Viertelstunde laufen und eine Viertelstunde sitzen. Das Sitzen ist viel unbequemer als das Marschieren, denn nach Vorschrift muss man aufrecht sitzen, man darf sich nicht anlehnen, und die Hände müssen auf den Knien liegen. Jeder muss geradeaus schauen, kein Seitenblick ist gestattet.

Muss einer sich schneuzen, so hat er die Hand zu erheben und zu rufen: « Mouchoir, s'il vous plaît ». So laufen sie den ganzen Tag herum und machen 40—50 Kilometer im Tag, und zwar in Holzschuhen.

Die Verpflegung besteht aus 750 g Brot pro Tag und einem Teller Suppe. Es gibt solche, die 90 Tage hintereinander in dieser Folterkammer sein müssen, 3600 Kilometer machen sie in diesem kleinen Raum.

Im *salle de discipline* ist meist Hochbetrieb, was dazu führt, dass in der dazugehörigen Zelle zwei bis drei Häftlinge beieinander schlafen müssen. Und um einige Stunden mit einem Freund zu verbringen, provozieren viele Häftlinge diese furchtbare Strafe.

Von La Rochelle aus fahren keine Schiffe nach der Strafkolonie Guyana. Man wird deshalb zuerst mit einem kleinen Dampfer nach der Insel Saint-Martin de Ré transportiert. Vor der Einschiffung gibt es noch eine ärztliche Untersuchung, d. h. von Untersuchung kann man nicht sprechen, sie dauert nur einige Minuten für alle zusammen. Der Arzt frug mich in freundlichem Deutsch, ob ich Schweizer sei, und als ich das bejahte sagte er: « J'aime mieux les Boches que les Suisses. »

Er trug das Medaillon der Ehrenlegion in seinem Knopfloch.

### Die fahrende Hölle

Und nun erfolgte endlich die Abfahrt nach der Teufelsinsel. Ich war in einem furchtbaren Zustand, moralisch vollständig zusammengebrochen, denn jetzt verblich der letzte Hoffnungsschimmer endgültig. Welch furchtbarer Moment, diese Abreise! Alles brach zusammen. Gleich Verdammten, die ins Fegfeuer müssen, schritt ich inmitten meiner Leidensgenossen. Die Strasse nach dem Landungssteg war bewacht von gelben, weissen, schwarzen und braunen Kolonialsoldaten.

Dann wurden wir den Wächtern der « Administration pénitentiaire coloniale » übergeben. Jeder bekam einen Sack mit zwei Fuhrmannsblusen, zwei Tuchhosen, einer Mütze, zwei Hemden, einem Flanellgürtel, vier Taschentüchern, zwei Paar Schuhen und einem kleinen Etui, enthaltend einen Fingerhut, eine Nadel und einen Kamm. Die Zivilkleider kamen in einen Koffer, den wir aber mitnehmen mussten, zum Unterschied zu den Zwangsarbeitern. Auf der Fahrt selbst haben dann die meisten der Zwangsarbeiter die wenigen Habseligkeiten, die sie am Leib trugen, noch verloren. Die Zwangsarbeiter geben ihre letzten Fetzen vom Leib, um sich ein wenig Tabak zu verschaffen. Davon profitiert die Zivilbevölkerung. Es ist ein öffentliches Geheimnis, dass man für etwas hundsgemeinen Tabak zwei Flanellunterjacken und zwei bis drei Paar Socken gibt. Dieser Handel wird meistens abends abgemacht. Leider aber kommt es öfters vor, dass der Gefangene dabei der Dupierte ist, indem er seine Habseligkeiten an die Schnur hängt, die vor der Luke seines Käfigs erscheint und heute noch wartet, bis der versprochene Tabak kommt.

Was überhaupt der Tabak für eine Rolle spielt im Leben der Gefangenen, davon macht man sich keinen Begriff. Tabak ist das universelle Zahlungsmittel in allen Gefängnissen. Für etwas Tabak werden die grössten Niederträchtigkeiten begangen, die grössten Demütigungen erlitten, kommen Schlägereien und sogar Morde vor.

Auf dem Schiffe selbst war Rauchverbot. Gelegentlich gab es aber doch einmal eine Rauchgelegenheit, dann nämlich, wenn irgendwo ein Zigarettenstummel oder das weggeworfene Stück eines Stumpens gefunden wurde, dann wurde der Tabak zerzupft und irgendein gefundenes Stück Seidenpapier darum gewickelt. Beim Rauchen einer solchen Zigarette stehen 20 zusammen, jeder macht einen Zug, und alle geniessen den Geruch des Tabakrauches, oder sie gehen der Reihe nach ins Kabinett, und jeder gibt die Zigarette einem andern.

Die Fahrt mit dem Gefangenenschiff « Dualla » übers Meer ist das Schlimmste, was ich je erlebt habe. 70 Menschen werden in einen löwenähnlichen Käfig getrieben, in dem sie während 18 Tagen Qualen erleiden, die jeder Beschreibung spotten.

*Fortsetzung in der nächsten Nummer.*